

Jubilatio et lamentatio 25 Jahre musikpädagogische Forschung im AMPF

HANS GÜNTHER BASTIAN

Rudolf-Dieter Kraemer (Hg.): *Musiklehrer. Beruf, Berufsbild, Berufsverlauf. - Essen: Die Blaue Eule 1991. (Musikpädagogische Forschung. Band 12)*

Jubilatio:

Empirische Forschung, wie sie der Arbeitskreis Musikpädagogische Forschung seit nun 25 Jahren referiert, diskutiert und dokumentiert, verfügt heute über ein Inhaltsspektrum und einen Methodenstandard (und damit eine Fachrelevanz), die ihr von außen und meist (oder gerade?) von Nicht-Empirikern unseres Faches streitig gemacht wurde und wird. Von naivem Empirismus, von Erbsenzählerei, vom Chi²-Hedonismus, von ewiger Gleichmacherei, eben vom Fetischcharakter des Mittelwertes war und ist häufig genug verurteilend die Rede, bis hin zum bekannten Diktum, „empirische Forschung bringe nichts zutage, was man nicht ohnehin schon so oder ähnlich gewußt habe“.

Negativbewertungen mögen in den Pionierzeiten unserer empirischen Fachforschung nicht einmal so unberechtigt gewesen sein, und selbst heute sind „Forscher“, die von sich glauben, mit einem begrenzten Methoden- und Analyse-Set „empirisch“ qualifiziert zu sein, nicht ausgestorben, somit auch nicht „Erbsenstatistik“ oder „Schüters Erzählstunde“ (s. Praxis Musikerziehung 5/1990 und 6/1990 „Wie Schüler den Musikunterricht erleben“).

Fatal wäre sicher auch, wenn man an der Art einer statistischen Analyse erkennen könnte, in welchem „Doktorandenstall“ man promoviert wird. Adornos Kritik vom Primat der Methode über die Sache hat ihre Exempla auch in der Forschungsgeschichte unseres Faches.

Vor allem waren und sind es geisteswissenschaftlich orientierte Fachkollegen, die um Kritik nicht verlegen scheinen. Christoph RICHTERs Argwohn war 1976, als sich empirische Musikpädagogik noch in statu nascendi befand, durchaus verständlich: „Alle auf diese Weise (mit Hilfe empirischer Forschung, der Verf.) ermittelten sinnvollen und zum Teil auch ergiebigen Daten über die Abholssituation des Schülers erkaufte diese Forschung jedoch mit der ihr implizierten 'Gleichmacherei', die ihr Schicksal immer ist, weil stets nur durchschnittliches Verhalten ermittelt werden kann, ja zumeist auch ermittelt werden soll“.¹

¹ Christoph RICHTER: Theorie und Praxis der didaktischen Interpretation von Musik, Frankfurt 1976, S. 10

Nach einer Vielzahl methodenkritischer und methodologischer Beiträge, nach der Erprobung und dem Einsatz differenzierender statistischer Analyse-Modelle, nach einem sich auf die Vermittlung von Theorie und Praxis orientierenden Problembewußtsein, nach einer Paradigmenwende auch zu qualitativ-hermeneutischen Ansätzen hin (Biographieforschung mit qualitativen Inhaltsanalysen), ist Forschung von ihrem methodischen Ansatz her spannend, nicht diese *oder jene* Methode steht zur Rede, sondern diese *und jene*, d.h. es wird eine Methodenkombination in ein und demselben Forschungsprojekt als logische Konsequenz aus komplexen Forschungsgegenständen angestrebt.

So gesehen ist der Empiriker angesichts nachfolgenden Verdikts aus dem Jahre 1986 (!) einigermaßen überrascht: „Empirie, die ihr mathematisch-statistisches Instrumentarium beherrscht, ohne die Bandbreite sprachlicher Ungenauigkeiten bei Befragungen zu bedenken, und alles auf die Karte des statistischen Mittels setzt, ist *schlecht* beraten. Die Reaktion des Außenstehenden ist klar: 'Das hab' ich eh' schon gewußt.'“²

Offensichtlich wird noch immer übersehen,

1. daß die Probleme musikpädagogischer Forschung heute praxisorientierter sind. Und wenn richtig ist, daß die Qualität der Probleme die Qualität der Ergebnisse präfixiert (Karl Popper), dann sind empirische Studien für die Praxis des Musiklernens relevanter als hier und da angenommen, Nicht mehr das, „was sich durch die Pfeffermühle des statistischen Rituals“ (Mills) drehen läßt. hat Priorität, sondern was uns an Problemen in der Praxis auf den Nägeln brennt. Wichtig ist auch die Einbindung von Lehrern in die Forschungspraxis.³ Erschwerend für die Umsetzung von Forschungsergebnissen *ist* häufig, daß Methodik und Idiomatik (bisweilen auch die Thematik) unserer Studien den Interessen der wenigen (noch) forschungsoffenen Lehrer nur begrenzt entgegenkommt.

Forschungsperiodika des AMPF belegen das Interesse an Fragen (in Auswahl) der Musikrezeption, Neuer Musik, der musikalischen Sozialisation, des musikalischen Konzeptes, jugendlicher Musikkulturen und Kulturkonzepte, neuer Musiktechnologien, der Rockmusik, der außereuropäischen Musik, der Filmmusik,

² Karl Heinrich EHRENFORTH: Theorie ohne Erfahrung? Von der Schwierigkeit, musikpädagogische Theorie im Studium zu vermitteln. In: Wilfried FISCHER (Hg.): Musikpädagogik und Hochschuldidaktik. Gegenwartsfragen der Musikpädagogik Band 1, Essen 1986, S. 33

³ Hans Günther BASTIAN: Unterrichtsforschung in der Musikpädagogik. Erkenntniskritische Aspekte und forschungspraktische Perspektiven, in: KLEINEN, G. (Hg.): Kind und Musik. Musikpädagogische Forschung Band 5, Laaber 1984, S. 339-359

der Lern- und Leistungsmotivation, der Musikalität und ihrer Meßbarkeit, der Unterrichtsforschung (wenn in letzterer auch mit argen Defiziten) u.a.m.

2. daß im letzten Jahrzehnt erkenntniskritische Beiträge zu wissenschaftstheoretischen und methodologischen Mißständen oder Defiziten zur Erweiterung des Problembewußtseins beigetragen und Forschung in der Praxis auch entscheidend verändert haben. Experimentelle Designs wurden zunehmend verfeinert, auf die Realität von Praxis zugeschnitten, Erhebungs- und Analyseverfahren differenziert. Statistische Analyse-Modelle wurden erprobt, die es möglich machen, das Individuum in seiner Subjektivität und seiner sozialen Geprägtheit zum Forschungsgegenstand zu erheben und damit allgemeinspsychologische Betrachtungsweisen aufzugeben (vgl. dazu die zahlreichen Typologie-Versuche bei JOST 1976, BATEL 1976, SCHAFFRATH 1978, BASTIAN 1980, BEHNE 1986, SCHEUER 1988). Hermeneutische, kritische und im engeren Sinne empirisch-statistische Positionen sollten sich nicht gegenseitig der Unwissenschaftlichkeit oder der Trivialitätsproduktion verdächtigen.

3. daß ein Paradigmenwechsel in der empirischen Forschung zu biographischen Forschungsstudien hin (etwa Mitte der 80er Jahre) erfolgt ist. Neben die Quantifizierung, die in anspruchsvoller Empirie niemals ausschließlich eine solche war, ist die Qualifizierung getreten: Subjektorientierung, Betroffenenwissenschaft, Ansätze des Sinnverstehens, Verlaufsformen subjektiver Aneignung, lebensgeschichtliche Entwicklungen mit all ihren sozio-ökonomischen Vernetzungen, Alltagswelten von konkreten Menschen, Rekonstruktion kultureller Sinnsysteme.

So wie es in der Historie eine Geschichte von unten gibt, die Schlösser und Spiegelsäle durch Forschung in Wohnstuben und Besenkammern substantiell flankiert, so sucht empirische Forschung den konkreten Alltag des konkreten Menschen, seine individuellen Lebensbedingungen jenseits von Repräsentativität und Normativität. Die Erkenntnis scheint akzeptiert, daß soziale Phänomene allein mit quantitativ-statistischen und modelltheoretischen Forschungsprojektionen in ihrer Ganzheit und vor allem nicht in ihrer „Höckerigkeit“ (Herbart) angemessen zu erfassen sind. Neben den traditionellen Fragebogen ist das qualitative narrative Interview getreten, das die Erzählung und Deutung des befragten Subjekts verlangt. Wir haben die Feldforschung intensiviert, die teilnehmende Beobachtung, wir setzen die Inhaltsanalyse, die psychoanalytische Text-Interpretation, die Bildanalyse, die biographischen Methoden mit Lebenslauf- und Tagebuchanalyse, die fallkonstruktive Forschung, das qualitative Experiment, die Handlungsforschung ein, wir verfügen über authentische Praxisberichte aus un-

terschiedlichen Perspektiven, praktizieren teilnehmende Beobachtung im musikalischen Verhalten von Kindern und Jugendlichen (studies at work)...

Dem Gusto mancher Geisteswissenschaftler nach bedarf es offensichtlich keiner empirischen Musikpädagogik. Auf's Glatteis des Konkreten wagen sie sich ohnehin nicht; provokativ gesagt: Theorie-Sprüche in konzeptualen Reflexionen lassen sich bekanntlich leichter klopfen als Praxis-Steine in empirischer Forschung. Wir beschreiben immer mehr, was sein könnte, wissen aber nicht, was ist. Theorie-Produktion läuft schneller als Theorie-Prüfung.

Fazit: Musikpädagogik hat sich in den beiden letzten Jahrzehnten mit wachsender Neigung auf sich selbst besonnen, ist als Wissenschaft selbstbewußt gereift, und auch der AMPF hat mit seinen Forschungsaktivitäten einen wichtigen Beitrag zu dieser Entwicklung geleistet. Wir können heute unseren Nachwuchs im Fach Musikpädagogik promovieren. Wir verfügen über ein qualifiziertes Wissenschaftsbewußtsein, eine grundlagen- und praxisorientierte Forschung, wir haben eine Vielzahl ungelöster Probleme und ausgeliehener Methoden, wir projektieren, publizieren und diskutieren selbstbewußt auf AMPF- und anderen Fachtagungen.

Lamentatio:

Kritische Fragen zum Selbstverständnis des AMPF und zu Forschungsperspektiven sind zum silbernen Jubiläum sinnvoll und sicher erlaubt. Was haben wir, die AMPF-ler(-Innen), außerhalb unserer Fachtagungen und -publikationen eigentlich bewegt, was erreicht, umgesetzt, angestoßen? Ist Musikunterricht effizienter, konfliktfreier oder attraktiver geworden, haben wir dem Musiklehrer Hilfestellungen geben können, sind Forschungsergebnisse hier oder da ministeriell und politisch beachtet worden, sind sie in Fachrichtlinien und amtliche Runderlasse eingeflossen, haben sozial benachteiligte Eltern mit unserer Hilfe ihre Kinder der Musik (dem Instrument oder der musikalischen Früherziehung in Musikschulen) zuführen können, haben Spannungen zwischen Musiklehrern und ihren Schülern, Disziplinprobleme und burnout-Syndrome nachgelassen? Ist Musikunterricht nicht mehr Joke-Fach Nr. 1 in Schulen? Haben wir den heimlichen Rückzug des Musiklehrers aus dem offiziellen Stundenplan in die Nischen von Schulorchester oder Musical-Aufführung gestoppt, ihn vom Nervenkrieg zwischen Nebenfachnommee und Schüleraversionen ein Stück weit entlastet? Oder geht uns all dies unmittelbar nichts an?

Wir sind uns der nächsten Fachtagung einigermaßen sicher, weniger des nächsten Zuschusses, den sich der AMPF mit Krampf mehr zufällig erbittet, während auf anderen politischen Entscheidungsebenen Zehntausende DM für durchaus fragwürdige Forschungsprojekte aus ministeriellen Töpfen verplant werden.

Hand aufs Herz: Müssen wir (und ich identifiziere mich freilich mit dem AMPF, seinen Zielen und Aufgaben, habe sechs Jahre im Vorstand die Geschicke mitbestimmt) in einer kritischen Bilanz nicht auch danach fragen, wie es um unsere Außenpräsentation und praktische Effektivität bestellt ist? Welcher Ministerieller, welcher Schulpotentat, welcher Richtlinienchriftführer hat von unserem Fachverband oder gar seinen Forschungsergebnissen überhaupt Kenntnis?

Politiker sind doch nicht a priori uninteressiert an unseren Fragen und Ergebnissen. Bieten wir sie überhaupt an, wie es die Bundesfachgruppe Musikpädagogik auf anderem Gebiet erfolgreich versucht hat? Haben wir Kontakte geknüpft zu den Informationsmonopolen Rundfunk und Fernsehen, wo in DER SPIEGEL, in DIE ZEIT, ja auch in ELTERN, in DAS BESTE, in Tageszeitungen oder Wochenend-Journalen publiziert? Verfügen wir über einen effektiven Fachjournalismus, der Forschung auch für den interessierten Laien und für die von uns untersuchten Populationen nachlesbar übersetzt? Wir wissen doch, daß politische Entscheidungsträger über öffentlichgemachte Fachkritik am ehesten zu treffen sind, Ein Artikel in einer renommierten Tageszeitung kann politisch mehr anzünden als Fortsetzungsromane in Fachzeitschriften. Wo haben wir mit unseren Forschungsergebnissen wichtige Redaktionstische erobert, wo werden wir zur Co-Produktion angefragt?

Wo finden wir einen erfolgreichen Wissenschafts- und Forschungsmanager im Vorstand des AMPF, der mit wichtigen Kombattanten „kann“, über integrative Ausstrahlung verfügt. Haben wir es nicht versäumt, rechtzeitig für eine gewichtige Fachlobby zu sorgen? Wo beispielsweise sind die Gutachter der Musikpädagogik in Entscheidungsgremien der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), bei der offensichtlich noch immer Musikhistoriker über musikpädagogische Projekte mehr oder weniger kompetent zu Tische sitzen. Ich appelliere an ein Forscherverständnis, das über die Aura des Entre-Nous in zirkulären Bel-Etagen hinausgeht.

Dies kann man freilich ablehnen, aber dann schreiben wir auch unsere öffentliche und politische Ineffektivität endlos fort. Georg Maas stellt in seinem Standpunkt (Musik und Bildung 5/1990, 563) beherzt wie berechtigt die Frage „Für

wen forschen Sie eigentlich?“. Bleibt am Ende nur ein gewisser Narzißmus erfolgreicher Fachtagungen bei Veranstaltern und Teilnehmern zurück, der Gedanke an diese oder jene nun erfolgversprechendere Stellenbewerbung? Ich meine keineswegs, daß Forschung immer und ausschließlich unter dem Diktat der Praxisrelevanz zu stehen habe, aber: Musikpädagogik ist doch entscheidend eine Wirklichkeitswissenschaft.

Ich las dieser Tage eine Metapher über Forscher, die ich zwar nicht auf AMPF-Tagungen übertragen möchte, die wir aber doch bedenken sollten: „Forscher stehen vor der sozialen Praxis wie ein Rudel Dackel vor einem Möbelwagen: der eine schnüffelt hier, der andere pinkelt dort, alle zusammen klaffen ein bißchen, dann rennt ein jeder in seinen eigenen Hinterhof und scharrt weiter vor sich hin.“⁴

Ich plädiere im Sinne einer Forschungsperspektive emphatisch für eine offensive Forschungs- und Fachpolitik, für die „politische Quadratur des Fachzirkels“. Dies bewog mich übrigens, mit Kollegen anderer musikpädagogischer Verbände die Fachkommission „Musikpädagogische Forschung“ im Einflußzentrum des „Deutschen Musikrats“ ins Leben zu rufen. Manche mögen zweifeln: Forschungsreflexion und -animation im angeblichen Funktionärswesen des Deutschen Musikrats?

Aber dieser Kritik könnte man das Bild von der Zirkel- und (hier und da auch) Spielwiesen-Forschung im AMPF entgegenhalten, von jenen Ausnahmen einmal abgesehen, die sich, wie etwa die Oldenburger Unterrichtsforschung, in die Praxis begeben, dort graben, dort verändern, konkrete Menschen unter konkreten Bedingungen erreichen. Forschung muß einerseits Menschen zum Reden bringen, anstatt sie mit dem Orkanwissen des Experten zu vereinnahmen. Nur dann erfährt man von Kontexten, von individuellem und kollektivem Bewußtsein, nur dann sind Rückschlüsse auf Mentalitätsmuster möglich. Andererseits müssen wir dem Menschen auch konkrete Hilfe über unsere Forschungsergebnisse anbieten, sonst sind wir tatsächlich eine „musikpädagogische Akademie“ (KLAUSMEIER) ohne jegliche Außenpräsentation und -wirkung.

Ist in empirischer Forschung nicht die Gefahr groß (und ich sage dies als ausgewiesener Statistiker), sich beschränkend über ein Gammalein hier, ein Chi-Quadrätchen dort zu freuen, dem Signifikanz-Fetisch zu erliegen, die Quintessenz von Forschungssinn und -daten aber aus dem Auge zu verlieren?

4 Günter ENDRUWEIT: Zur Differenzierung von Theorie und Empirie in der Soziologie, in: Soziologische Revue, 2/1990, S. 148

Ein Repräsentant des öffentlichen Musiklebens stellte mir unlängst die kritische Frage: „Was bewirkt es eigentlich, wenn Forscher X oder Forscherin Y diese oder jene musikpädagogisch interessante Studie macht, wo bleibt die Konsequenz in der bildungs- und kulturpolitischen Praxis?“

Wer hätte eine befriedigende Antwort gewußt? Ich gestehe, daß diese Frage ein Stachel zu dieser AMPF(Selbst-)Kritik war. Wir laben uns auf jährlichen Fachtagungen am Expertenmanna, aber wo existieren wir auf wichtigen öffentlichen und politischen Podien unserer Bildungs- und Kulturlandschaft?

Wichtige fachliche Entscheidungen werden anderswo getroffen und es macht mir Sorge, wenn handlungsbehilfliche Forschungsergebnisse und -erkenntnisse nicht einmal in die politische Diskussion kommen, im Drahtverhau der Fachpublikation ersticken - freilich nicht unwichtig für das nächste Zitat, den fachlichen Widerspruch oder aber für die eigene wissenschaftliche Karriere. Zugegeben, nicht unwichtig und ich persönlich nehme mich aus diesem Zirkel nicht aus! Daher keine Mißverständnisse: Der AMPF ist ein wichtiges, ja unentbehrliches Forum, auf dem sich der wissenschaftliche Nachwuchs unseres Faches im kollektiven Diskurs qualifizieren kann, auf dem Forschungsprojekte in kollegialer Fachdiskussion ein Stückweit vorangetrieben werden, Impulse weiterführend oder gar innovativ wirken können. An dieser Haben-Seite gibt es nichts zu deuten, und niemand wollte sie missen.

Doch auf der Soll-Seite müßte sich quasi als Perspektive des nächsten Jahrzehnts eine offensive Forschungspolitik etablieren. Wir sollten mehr erreichen als bloße Selbstbefriedigung, die den Nachgeschmack fachpolitischer Ohnmacht hinterläßt. Eigene Forschungs- und jüngst auch politische Erfahrungen legen nahe, daß eine zirkuläre Selbstbescheidenheit zu wenig ist, bedenkt man, welche musikalischen Outsider in Politik, Kultur und Medien oft das Sagen haben. Wir sollten mit weniger Forscher-Noblesse unsere Praxis-Tristesse bekämpfen, selbstbewußter uns vertreten, vielleicht auch anders schreiben, etwa so, daß interessierte Laien und Politiker lesen, verstehen und nachvollziehen, ja eben handeln können. Das Übersetzen „autopoietischer Semiotik“ in empirischer Forschung in verstehbare Texte hat doch nichts mit mangelnder Seriosität zu tun, nichts mit Triviallektüre für Lieschen Müller aus Köln. Ganz im Gegenteil: So mancher Forscher sähe sich gezwungen, zu formulieren, was eigentlich er sagen wollte.

Ich sehe die Gefahr, daß sich der AMPF auch zum nächsten Jubiläum mit seinen Altvorderen trifft, nicht zu leugnende Meriten würdigt, etwas greiser, etwas

klüger, aber noch immer ineffektiv und nichtexistent in musikpädagogischer Politik und Praxis. Halten sie mich für einen Utopisten oder einen Träumer, was einem Empiriker gut zu Gesicht stünde, meine Fragen zielen ins Selbstverständnis des AMPF und auf seine zukünftige Arbeit.

Haben wir mit den Beiträgen und Diskussionen auch der Tagung 1990 mehr geleistet als eine chronistische Pflichtübung? Sicher: Wir nehmen die eine oder andere Erkenntnis mit in unseren persönlichen Berufsalltag, in die Schule oder in die Musiklehrerausbildung der Hochschulen. Aber ist das nicht zu wenig?

Wissenschaftliches Fragen, Berufserfahrungen *und* praktizierte Politik sollten sich gegenseitig motivational verstärken. In Soziologie und Politik gibt es schon lange eine Verwendungsforschung⁵, in der Psychologie den Zweig der Politischen Psychologie⁶.

Haben wir ähnliches zu bieten? Das diffuse ungesteuerte *und* das zielbewußt intendierte Einsickern musikpädagogischen Wissens in die Problem- und Realitätsdeutung der politischen Akteure (im weitesten Sinne) scheint mir die bedeutendste Perspektive des Praktisch-Werdens musikpädagogischer Forschung im letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts.

Noch einmal und abschließend:

Genügt es uns, ein jahrgangweise wechselnder Zirkel blutjunger bis grauemulierender Forscher, eine bunte Mischung aus Youngsters, midlife-crislern und Fossies zu sein, sich auf jährlichen Forschungshappenings im kollegial-freundschaftlichen Ambiente schöner Tagungsstätten Hand und Wort zu reichen? Wenn ja, sollten wir zur Tagesordnung übergehen, wenn aber nein, lassen Sie uns über Strategien einer offensiven Forschungspolitik ernsthaft streiten.

5 vgl. Matthias WINGENS: Soziologisches Wissen und politische Praxis, Frankfurt 1988

6 vgl. Helmut KÖNIG (Hg.): Politische Psychologie heute, Opladen 1988